

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

29.4.1934 (No. 17)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 17



29. April 1934

Karl König / Der elsässische Fabeldichter G. K. Pfeffel

Am 1. Mai dieses Jahres werden 125 Jahre seit dem Tode Gottlieb Konrad Pfeffels verfloßen sein, der in seiner Person und in seinem Lebenswerk anschaulich die Widersprüche erkennen läßt, die sich im elsässischen Grenzland entwickelt haben, seitdem hier die Harmonie zwischen Volkstum, Staat und Nation vernichtet worden ist. Schulrat Karl König, Halle, der letzte Direktor des Straßburger Lehrerinnenseminars zu deutscher Zeit, hat über den Dichter und Erzieher eine erschöpfende Untersuchung angestellt.

Mit Genehmigung entnehmen wir der Monatschrift „Elsas-Lothringen / Heimatstimmen“ diesen kurzen Auszug und verweisen die Leser auf die genannte Zeitschrift, die auch einen Sonderdruck herausgab.

Pfeffels Lebensgang.

Ein beredtes Beispiel für die schwerwägende Tragik, die sich besonders im elsässischen Leben in französischer Zeit auswirkte, bietet der Fabeldichter Gottlieb Konrad Pfeffel. Schon ein rascher Blick über seinen Lebensgang erweckt bei Nichteingeweihten staunendes Kopfschütteln über die Entwicklung des badischen Pfarrereinkommens zum deutschen Dichter und gleichzeitig zum elsässisch-französischen Patrioten.

Sein Vater, Johann Konrad Pfeffel, war ein badischer Landpfarrersohn, der als Hauslehrer und Reisebegleiter eines jungen deutschen Edelmannes in Straßburg die Bekanntheit mit hochgestellten Franzosen machte und durch deren Einfluß in Paris die Stelle eines Juriconsultes du Roi für auswärtige Angelegenheiten erhielt. Dieses Amt führte ihn mehrfach nach Colmar, wo er sich nach einiger Zeit niederließ und durch seine geistigen und sittlichen Eigenschaften so sehr das Vertrauen seiner Mitbürger erwarb, daß ihm das Amt des Stettmeisters von Colmar übertragen wurde. So war Pfeffels Vater im Dienste Frankreichs zum Elsässer geworden. Das Einleben des Badners in das nahverwandte elsässische Wesen wurde beschleunigt und vertieft durch seine Heirat mit einer Elsässerin, der verwitweten Anna Katharina Weber. Wie ihr Gatte war auch sie eine geistig und charakterlich weit überragende Persönlichkeit, deren Mut und Energie sich in besonders starkem Maße in der Persönlichkeit des Sohnes widerspiegelten und ihm die Freudigkeit verliehen, sich als Sieger auf seinem dunkeln Leidenswege emporzukämpfen.

Früh schon fiel ein tiefdunkler Schatten auf den Lebenspfad des Dichters. Am 28. Juni 1736 wurde er in Colmar geboren und bereits 1738 entriß der Tod ihm den Vater. „Streng gleich einer Sparterin“ leitete die Mutter seine Kindheit. Damit jedoch auch die männliche feste Leitung nicht fehle, und damit er sich eine gründliche Bildung als Vorbereitung für das akademische Studium aneigne, übergab sie den vierzehnjährigen seinem Oheim, dem Kirchenrat Sander in Söndringen in Baden, wo er außer mit griechischen und

römischen Klassikern mit der zeitgenössischen deutschen Dichtung vertraut gemacht wurde und somit auch seine deutsche Seele kraftmehrende Nahrung fand. Kennzeichnend für das elsässische Denken und Fühlen jener Zeit ist die Tatsache, daß er im unmittelbaren Anschluß an seinen Aufenthalt in Baden, wie so viele seiner Landsleute, an einer deutschen Universität seinen Studien oblag. 1751 bezog er die Hochschule in Halle, wo er im Hause des berühmten Rechtslehrers Kettelblatt Wohnung fand, und wo er vornehmlich rechtswissenschaftliche Studien betrieb, weil er sich die diplomatische Laufbahn zum Lebensziel gesetzt hatte. Doch befaßte er sich auch eifrig mit Metaphysik, Mathematik und Naturwissenschaft, die seinem Wissens- und Erkenntnisstriebe hochwillkommene Anregung und Nahrung boten. 1753 mußte er zu seinem großen Leidwesen das Studium in Halle abbrechen, da ihn ein immer quälenderes Augenleiden zwang, die Hilfe des berühmten Hofrates Häffel in Dresden in Anspruch zu nehmen, auf den ihn sein Bruder, Diplomat am sächsischen Hofe, aufmerksam gemacht hatte. Ungeheilt kehrte er 1754 nach Colmar zurück. Sein Starkmut und sein Frohsinn, ein unermüdeliches Studium und der eifrige Verkehr mit Colmarer und Straßburger Familien halfen ihm, die immer stärker werdende Erkenntnis von der Unheilbarkeit seines Leidens zu ertragen. Am meisten Trost und Erquickung fand er im Hause des hugenottischen Kaufmanns Divoux in Straßburg; denn in dessen Tochter Margarete Cleopha lernte er seine spätere Lebensgefährtin kennen und lieben. Eine heroische Tat offenbarte bald nachher die Tiefe und Reinheit dieser Liebe. Das stetig zunehmende Augenleiden gefährdete Pfeffels Leben, die Operation des kranken Auges aber bedrohte auch sein gesundes Auge. Pfeffel entschloß sich zur Operation. Doch bevor er sich ihr unterzog, schickte er in bewunderungswürdiger Seelengröße den Verlobungsring an die Braut in Straßburg zurück. Ihre Liebe und Selbstlosigkeit war jedoch der seinigen gewachsen. Kurzentschlossen reiste sie mit ihren Eltern nach Colmar, und noch vor der Operation fand die Vermählung statt. Die Operation mißglückte, und Pfeffel wurde blind auf beiden Augen. Das nichtsdestoweniger eine reiches Glück aus dieser Ehe erblühte, zeigen die Worte aus seiner biographischen Altersdichtung „An die Nachwelt“, worin er im Hinblick auf seine Gattin sagte:

O Du, der Du mir sie gabst,
Der Du die werdende Seele
Nach Deinem Bild, o Allmächtiger, schufst,
Für mich so schufst, sei gelobt!
Kann dieses heilige Zittern, Jehova,
Kann das Dich loben, mein Gott?

Seine Frau schenkte ihm acht Söhne und fünf Töchter. Sechs Söhne starben vor ihm, alle Töchter überlebten ihn. Mit den Jahren zwang die Zahl seiner Kinder den Blinden,

sich nach einer einträglichen Beschäftigung umzusehen. Zur großen Verwunderung seiner Freunde entschied er sich für den fast unmöglich erscheinenden Beruf des Erziehers, indem er eine Militärschule gründete. Sie wurde 1773 im philanthropinischen Geist eröffnet und hat trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens einen tief- und weitreichenden Einfluß ausgeübt. Die große französische Revolution setzte seinem schaffensfrohen Wirken 1792 ein allzufrühes Ende. Pffeffel mußte infolge der Schreckensherrschaft und der einsetzenden Inflation seine Anstalt schließen, verlor sein ganzes Vermögen und geriet in bitterste Not. Literarische und amtliche Kärnerarbeit vermochte sie nur wenig zu lindern. Dazu gesellten sich bald auch schwere körperliche Leiden. Rheumatische Kopfschmerzen zermürbten seine Lebenskraft und seinen Frohsinn. Am 1. Mai 1809 entriß ihn ein sanfter Tod allem Leid und aller Not. Seine treue Lebensgefährtin überlebte seinen Heimgang nur wenige Monate.

Viel Sorge begleitete den blinden Dichter durch sein langes Leben; doch durchsonnten auch Freuden aller Art sein Walten im Familien- und Freundeskreise, sowie sein Wirken im öffentlichen Leben. Vielfache und hohe Ehrungen strömten dem blinden Dichter aus fast allen Ländern Europas zu. So wurde er 1767 Ehrenmitglied der markgräflich badischen lateinischen Gesellschaft in Karlsruhe. Ein bedeutendes Schlaglicht auf die Anerkennung durch seine Zeitgenossen wirft auch sein Gästebuch, das eine Fülle bedeutender Namen aus aller Herren Ländern aufweist. So besuchten ihn u. a. der Markgraf Karl Friedrich, der spätere erste Großherzog von Baden, und seine drei Söhne. Als ein besonderer Ehrentag wurde aber von der Anstalt der Besuch Pffeffels, Verses und einer Schülerabteilung bei Kaiser Joseph II. in Freiburg im Breisgau gefeiert, denn der Empfang durch den Kaiser und den Generalkommandanten von Freiburg war ebenso herzlich wie ehrenvoll. Pffeffel und Verse erhielten nicht nur einen Ehrenplatz an der Fürstentafel, sondern der Generalkommandant ließ ihnen auch durch die Militärposten der Stadt, wo sie bei ihrem Gang durch die Stadt auf solche stießen, militärische Ehren erweisen.

(Hier mag auch von der Schriftleitung der „Pyramide“ eingefügt sein, daß Pffeffel mit dem Schwager Goethes, Oberamtmann Schloffer, befreundet war und in dessen Haus in Emmendingen verkehrte.)

Als Elsässerfranzose ein Sohn seiner Zeit

Was den Zeitgenossen Pffeffels wohl weniger auffiel, uns aber besonders schroff ins Bewußtsein tritt, das ist die Entwicklung des badischen Pfarrentums zum Elsässerfranzosen. Vielen erscheint die Verschmelzung deutscher Kultur und politischer französischer Gesinnung in einer und derselben Seele als verächtliche Charakterchwäche, wenn nicht völlig unbegreiflich. Wie konnte eine Persönlichkeit von dem Ausmaße Pffeffels trotz engster Verflochtenheit mit der deutschen Kulturwelt politisch völlig zum Franzosen werden?

Bedenken wir doch: Als vierzehnjähriger wird er, der Sohn eines Badners und einer Elsässerin, von einem badischen Kirchenrat, und zwar in Baden, zur Universitätsreise vorbereitet. Bis zu seinem Tode behält er engste persönliche Fühlung mit den namhaftesten deutschen Dichtern und Gelehrten. Der weitaus überwiegende Teil seiner Freunde und Verehrer gehört dem deutschen Kulturkreis an. Von hier aus empfängt er, die meisten öffentlichen Auszeichnungen; in deutscher Sprache dichtet er, in Deutschland erscheinen seine gesammelten Dichtungen. Pffeffel ist — wie die große Masse der Elsässer seiner Zeit und bis 1870 — kulturell deutsch.

Anders steht es mit seinen politischen Anschauungen. In dieser Hinsicht hat er mit seinen Landsleuten die folgenschwere Umwandlung zum Franzosen mitgemacht. Sein *Magasin Historique pour l'Esprit et le Coeur*, eine in französischen Schulen bis in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts gern benutzte Sammlung von Anekdoten und Taten aus der französischen Geschichte, offenbart unzweifelhaft seine starke politische Hinneigung zu Frankreich. Seinem Freunde Jung-Stilling verübte er die Abneigung gegen Frankreich, die ihn von einem Besuch „Neufrankens“ nach der Revolution abhielt. Vor allem aber ist sein politisches Zusammengehörigkeitsgefühl mit Frankreich ersichtlich aus seinen Episteln, die durchaus französische Einstellung bekunden. Wenn wir uns Goethes und Beethovens Stellung zu Napoleon oder gar das zum Teil widerliche Verhalten der Rheinbundfürsten gegenüber dem Korfen vergegenwärtigen, wenn wir uns an die nicht geringe Zahl Deutscher erinnern, die begeistert in den Reihen der napoleonischen Heere mitfochten und im Rausche der napoleonischen Siege die Schmach und Not des eigenen Vaterlandes vergaßen, wenn wir daran denken, daß noch in den 70er Jahren Bilder Napoleons in rheinischen Häusern zu sehen waren, ja daß noch nach dem Weltkrieg in Schaufenstern mitteldeutscher Städte Büsten Napoleons zum Verkauf aus-

gestellt waren — dann werden wir es begreiflich finden, daß auch im Elsaß die Napoleonsbegeisterung, trotz schwerster Kriegslasten, beständig wuchs. Als dann aber Waterloo den frevlen Uebermut des Korfen brach und sein meteorhafter Glanz auf St. Helena erlosch, da war das Denkmal seiner Größe bereits so fest begründet in dem Lande zwischen Wasgau und Rhein, daß die politische Schicksalswende des Elsaß vollzogen war. Die äußere Zugehörigkeit des Elsaß war zur inneren Zugehörigkeit gewandelt worden. Wohlverstanden politisch, nicht kulturell. Pffeffel blieb wesensgemäß aufs innigste mit der deutschen Kultur verflochten, aber die lebhaften Beziehungen zum Königshof in Versailles durch Vater und Brüder, seine Schau der Revolutionsideen, der glanzvolle Aufstieg Napoleons formten ihn politisch zum Franzosen. So erleben wir an Pffeffel nicht bloß die Schicksalswende des Elsaßes, sondern auch die schicksalhafte Tragik eines deutschen Menschen, den die Zerrissenheit des eigenen Vaterlandes dem festgefühten und von einheitlichem Willen erfüllten Ausland in die Arme treibt.

Als Dichter der Sohn seiner Zeit

So stark uns heute die Doppelseite Pffeffels auch interessieren mag, so erklärt uns die Lösung dieses Problems keinesfalls, warum der Dichter, der Zeitgenosse der deutschen Klassiker, zu seinen Lebzeiten so hohes Ansehen genoss, obwohl er infolge der anfangs erwähnten elsässischen Tragik zwar zur Stammhöhe, nicht aber zur Gipfelhöhe des deutschen Parnass emporgestiegen ist. Suchen wir nach einer einigermaßen befriedigenden Antwort, so dürfen wir sie vielleicht so formulieren: Wie er als politischer Mensch mitten im Strom der Zeit stand, so ist er auch als Dichter ein bedeutsamer Träger, als Erzieher, ein erfolgreicher Verwirklichter der Zeitideen. In dieser Tatsache ist eine der Hauptursachen des lebhaften Widerstands zu suchen, den seine Schriften und sein Werk allerorten fanden. Die Propheten einer neuen Geistigkeit, der Aufklärung, wurden als Bahnbrecher einer neuen Zeit auf den Schild erhoben. Ihnen wurde mit Recht auch Pffeffel eingereiht, und es wurde ihm ein Platz in der vordersten Linie zugesprochen. In genialer Weise meisterte er die Fabel, die dem Aufklärungswillen wirksame Vorspanndienste leisten konnte. Er überwand die Klippen der Gelehrsamkeit, an denen das schwankende Schiffelein der Laienbildung allzu leicht scheiterte, durch die Klarheit und Ueberzeugungskraft des gesunden Menschenverstandes. Unverblümt konnte er Tadel und Mahnung, auch wohl bittere Wahrheiten in seine Lesewelt hineinrufen, da er ja die Verkehrtheiten, Fehler und Gebrechen von Dohs und Eiel, Fuchs und Wolf, Pferd und Rind, Lerche und Rohrspatz, Weib und Haselhuhn, Johannswurm und Kröte... seltener von Menschen, und dann zumeist von solchen mit griechischem Namen, geißelte. Er hatte immer die Lacher auf seiner Seite. Seine Dichtungen bezweckten zutiefst sittliche Aufklärung. Er wollte, im Sinne des Rationalismus, durch Läuterung der Einsicht die Kraft und die Richtung des Willens stärken und bestimmen und somit durch Anreiz zu sittlicher Erneuerung in die Pestbezirke des Zeitalters Ludwigs XV. heilkräftige Bergluft leiten.

Während Dherlin, der Landsmann und Freund Pffeffels, als Pietist aus dem tiefen Brunnen des positiven Christentums Ansporn, Mut und Kraft für sein entfangsreiches Lebenswerk schöpfte, zog der blinde Pffeffel Verstandesschärfe und Willensweizung aus den Bezirken der Aufklärungsreligion. Er bekannte sich zu den religiösen Anschauungen der deutschen Aufklärung, wie sie Lessings und Basedows Schriften formten, wie sie vor allem sein Lehrer Christian Wolff (1679—1754), der bedeutende Halleische Philosoph, weiten Kreisen vortrug.

Im Elsaß lebte und formte Geist und Wille mehr oder minder ungehindert schon lange Jahrhunderte vor der französischen Revolution eine starke freiheitliche Gesinnung, deren Entstehung und Wachstum wesentlich rassistisch-geschichtlich bedingt wurden. Daß Pffeffel der Revolution mit fliegenden Fahnen entgegeneilte, obwohl er und seine Familie dem französischen Königshaus viel Förderung verdankten, darf uns nicht wundern bei seinem trotz körperlicher Blindheit aufgeschlossenen Sinn, seinem feinstastenden Gerechtigkeitsempfinden, bei seinem Streben nach Freiheit, bei seinem unbestechlichen Willen zur Wahrhaftigkeit. Darum verwirrte der aufpeitschende Fanfarendreiklang „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ des Blinden sonst so scharfen Wirklichkeitsfönn, und er sah im Geist seligmachende Millionen einem beglückenden Völkerrückgang zufließen.

Aber bald fiel der Reif einer grausamen Ernüchterung auf seine Begeisterung. Am eigenen Leibe mußte der bitter enttäuschte Freiheitsfreund den Brand verspüren, den die enttäuschten, die dem Ewigblinden des Lichtes Himmelsfadel lieben. Der Assignatenwirtschaft fiel sein ganzes Vermögen zum Opfer, so daß bittere Armut des Greises Lebensmut auf harte

Proben setzte. Aber gerade seine Vorurteilslosigkeit öffnete den politischen Idealen der Zeit mit ihrer schicksalsträchtigen Hochspannung seinen formungswilligen Geist und ließ sie in ihm zu wesensgemäßer Wirklichkeit und dadurch zu weitwirkender Tat werden. Aus seinem deutsch-elsässischen Wesen heraus läuterte er die Neuwerte im Flammenofen des Spottes von den Schlacken des weltlichen Jakobinertums und schmolz sie den Dauerwerten aus der Vorrevolutionzeit ein. Darum auch fand seine schlichte Zeitdichtung unter den wahrhaft Freien so lauthallenden Anklang.

Noch nach einer anderen Seite hin bahnte Pffeffel sein deutsch-elsässisches Wesen den Weg zur Seele seiner Volksgenossen. Er konnte sich nicht verlieren in dem gemütsverfümmerten Verstandes- und Nützlichkeitsgeist der Aufklärung. Weit auf taten sich in ihm vielmehr die Schleusen des Gemüts, und herein strömte in breiter Flut die Empfindsamkeit der Zeit. Groß war die Schar der Freunde, die sich um seinen gastfrohen Herd versammelten, die er, der wanderfrohe Blinde, besuchte, mit denen er, ganz im Geiste der Zeit, in regem Briefwechsel Zeitgeschichte und Ich-Erlebnisse erörterte. Das Schäferspiel war die große Mode der Zeit. In diesen Frohstunden freundschaftlichen Zusammenseins beschenkte dann Pffeffel seine Freunde mit den heitern und ernstern Kindern aus seinem Mufenlande. (Am bekanntesten wurde „Die Tabakspfeife“. Sie steht noch heute in Wendts Gedichtesammlung für die badischen Mittelschulen. Schriftlgt.)

Die zehnbändige Ausgabe seiner Gedichte ist eine wahre Goldgrube an gedankentiefen und buntglühenden Schätzen, die aus dem Geiste der Empfindsamkeit heraus geboren sind und ihm darum immer neue Verehrer zuführten.

Ebenso weitläufigen Anklang fand aber die heldenhafte, aus Geist und Liebe geborene Schöpfung einer Erziehungsanstalt, eines Philanthropiums in Colmar. Durch diese Tat stellte er sich in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses der Zeit; denn der weithin hallende Posaunenton Bafedows vor und bei der Gründung des ersten Philanthropiums (in Dessenau) brachte den ganzen deutschen Kulturkreis zu staunendem Auf-

horchen und weckte opferwillige Begeisterung und engere oder freiere Nachahmung. Bezeichnend für die Stärke der damaligen Verbundenheit des Elsaß mit Deutschland ist die Tatsache, daß vier Elsässer zu den ersten und eifrigsten Lehrern des Philanthropiums in Dessenau gehörten, und daß in Straßburg, Markkirch und Colmar ähnliche Anstalten errichtet wurden, die letztere durch Pffeffel. Wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Den heißen Bemühungen der Philanthropinisten winkte von vornherein tiefgreifender Erfolg, da der Weitblick der edleren absolutistischen Fürsten — und zwar nicht bloß aus wirtschaftlichen Erwägungen — den Wert einer vertieften Volksbildung erkannte und ihre Tatkraft dem ideellen Wollen der Aufklärungserzieher Wirklichkeit verlieh. Die Anstalt trug deutlich erkennbar den Stempel der Pffeffelschen Persönlichkeit.

Der Name der Anstalt weist auf einen weiteren Grund zur Errichtung einer Erziehungsanstalt hin. Die Offizierschule in St. Cyr nahm vor der französischen Revolution nur Katholiken auf. So bestand die Notwendigkeit einer Militärschule für jene protestantischen Adels- und Bürgersöhne, die sich zum Eintritt als Offiziere in das französische Heer vorbereiten wollten. Durch Gründung der Militärschule half der blinde und doch mit so scharfem Wirklichkeitsinn begabte Pffeffel diesem Bedürfnis ab und sicherte gleichzeitig den Bestand seiner Anstalt.

Der Entschluß zur Gründung der Militärschule ist ein unverwundliches Ruhmesblatt in dem Ehrenkranz des blinden Dichters. Jahre nachher erschraf er noch vor seinem Mut bei der Erinnerung an jene schicksalbestimmenden Entschließungstage. Aber voller Erfolg krönte sein Werk. Aus der Schule gingen hervor Landwirte, Kaufleute, Gelehrte, Künstler, höhere Offiziere, Staatsmänner und Fürsten. Nicht wenige unter ihnen zogen durch ihre spätere Tätigkeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Mit Recht wurde daher Pffeffel nicht bloß als Dichter, sondern auch als einer der bedeutendsten praktischen Schulmänner seiner Zeit hochverehrt. Und auch unsere Verehrung verdient er durchaus auch heute noch als vorbildliche Persönlichkeit, als Dichter und als Schulmann.

Schrifttum und Heimatkunde

Die Grünewald-Madonna in Stuppach.

Matthias Grünewalds Name ist in der Welt bekannt. Nicht umsonst mußten wir nach dem Friedensvertrag von Versailles den Fienheimer Altar, der während des Krieges aus der Gefahrenzone des Elsaß nach München verbracht worden war, wieder ausliefern. Und das Herz blutet einem, wenn man weiß, daß dieses gewaltige deutsche Werk in dem französisch gewordenen Colmar steht, in der Nähe eines Kriegerdenkmals, auf dem symbolhaft eine Elsässerin dem deutschen Soldatenhelm einen Fußtritt versetzt und dadurch zum Ausdruck bringt, wie wenig Verständnis für deutsches Wesen und darum auch für Grünewalds Altarwerk dort noch vorhanden ist.

Matthias Grünewald ist aber besonders auch uns Badenern ans Herz gewachsen. Besitzt doch die Badische Kunsthalle in Karlsruhe zwei seiner großartigsten Schöpfungen, die „Kreuztragung“ und die „Kreuzigung“ aus Tauberbischofsheim. Darüber große Worte machen, hieße Eulen nach Athen tragen. Aber über ein anderes Werk Grünewalds soll hier etwas erzählt werden, das wohl vielen noch nicht bekannt sein dürfte. Es ist seine Madonna in Stuppach.

Wir lächeln vielleicht: Stuppach? — Wo liegt denn das? Gibt es das überhaupt? — Zur Aufklärung sei gesagt, daß Stuppach 6 km südlich von Bad Mergentheim liegt. Und für die Empörten darüber, daß man ein Bild Grünewalds in einem so kleinen unbekanntem Nest belasse und nicht in irgendeine staatliche oder städtische Galerie hole, sei gesagt, was der Pfarrer und Kammerer Paul Ruesch von Stuppach in einer kürzlich erschienenen Schrift „Unsere liebe Frau von Stuppach“ (Verlag der Buchhandlung Hans Kling, Bad Mergentheim, Preis 1,50 RM.) gerade darüber ausgesprochen hat: „Es müssen nicht alle Kunstwerke in den Mastabas und Massenquartieren der Galerien ein sauerstoffarmes Dasein fristen. Für die Wissenschaft ist an sich kein Bild gemalt worden, am wenigsten ein Altarbild. Und es ist nicht recht, in Wald und Wiese alle Blumen auszureißen und ins Herbarium zu stecken. . . . Es wäre verfehlt, alles Wertvolle in Museen, ferngerückt vom Herzen des Volkes, aufzuspeichern und dem Volke nur alten oder neueren Kitsch zu belassen.“

Die genannte Schrift, die zahlreiche und sehr gute Voll- und Teilwiedergaben des Bildes bietet, darunter eine in farbigem Hansstaengl-Druck, schildert in ihrem ersten Teil die Schicksale des Bildes, das ursprünglich für den Altar der Maria-Schneekapelle in der Stiftskirche zu Aschaffenburg gemalt worden ist

und dann auf mannigfachen Wegen über Mergentheim nach Stuppach gekommen ist, wohin es im Anfange des vorigen Jahrhunderts der dortige kunstverständige Pfarrer und glühende Verehrer des Bildes, Johann Sebastian Balthasar Blumhofer, geholt hat. Die Pfarrchronik von Stuppach berichtet darüber an einer Stelle: „Durch ihn (Blumhofer) erhielt die hiesige Pfarrkirche das schöne Muttergottesbild auf dem hohen Altar, welches ein Gemälde von Rubens (!) sein soll, und das er von der Schloßkirche zu Mergentheim hierher zu bringen wußte durch gute Freunde.“

Es ist eine wahre Tragödie, die man von der ferneren Geschichte des Bildes erfährt, in der es mehrere Male von Unfähigen „restauriert“, d. h. übermalt wurde, bis sich endlich das württembergische Landesamt für Denkmalspflege zum Eingreifen veranlaßt sah und eine durchgreifende Wiederherstellung des Bildes in den Jahren 1926/31 einleitete. „Unter Beiziehung einer überwachenden Kommission von hervorragenden Vertretern der Kunstwissenschaft und technischen Fachmännern wurde die Restauration von dem Hauptkonservator der staatlichen Galerien in Stuttgart, Professor Tettenborn, durchgeführt, mit dem beglückenden Ergebnis, daß nach Abnahme der vielfachen Uebermalungen und Firnisüberzüge der Original-Grünewald . . . wieder zum Vorschein kam.“ Vergleiche der beigelegten Bilder aus der Zeit vor und nach der Wiederherstellung lassen uns das nacherleben und nachempfinden.

Freilich kann eine Schau der Bilder niemals einen Besuch in Stuppach selber ersetzen. Ja, während wir in Museen ein Bild immer nur beschwert von dem Eindruck der übrigen dort befindlichen Bilder schauen können, so zielt hier das ganze Schauen und Erleben nur auf das eine Bild hin, das nunmehr in einer neu errichteten Seitentafel der Stuppacher Pfarrkirche aufgestellt ist.

Eine genaue Beschreibung des neu erstandenen, herrlichen Bildes zu geben, würde hier zu weit führen und wäre einmal eines eigenen Artikels wert. Es sei nur erwähnt, daß Grünewald, wie Ruesch im dritten Kapitel seines Büchleins überzeugend nachzuweisen vermag, den Stoff für die Umgebung der Madonna aus dem alttestamentlichen Hohen Liede geschöpft hat und dadurch als der Deutscheste und Unbeeinflussteste der großen europäischen Malerzeit des Mittelalters den alttestamentlichen Stoff für wertvoll genug gehalten hat zu hingebender Gestaltung. Er hat dadurch aber auch erwiesen, daß man

und wie man die alttestamentlichen Gegebenheiten umzuprägen vermag in deutsches Gegenwartsgut. Denn nicht nur durch seines Glaubensinnigkeit, die er in die Stuppacher Madonna hineingemalt hat, auch nicht nur durch die grandiose Darstellung des Mutterglückes, das wir in der Gegenwart wieder neu verstehen gelernt haben, sondern auch und besonders in der dem deutschen Wesen eigenen mystischen Umgebung hat er zu der Seele der deutschen Dichter und Träumer gesprochen. Grünwald suchte hier in seinem nordisch-gotischen Kunstgefühl weniger den verstandes- als den gefühlsmäßigen Ausdruck. Es ist Geist des uralten germanischen Volkstums, Geist von dem oft rätselhaft verschlungenen mystischen Empfinden des deutschen Mittelalters, den wir hier atmen. Neben dem Stofflichen des Bildes dient Grünwald hierzu die Farbe und das Licht. Nicht umsonst hat Ruez seiner Schrift über die Stuppacher Madonna den Untertitel gegeben: „Eine mystische Farbendichtung.“

So ist die Stuppacher Madonna Grünwalds der Beweis für die Wichtigkeit des von Ruez bekämpften Goethesages, daß die religiöse Kunst dann erst groß sei, wenn sie sich aus einem bestimmten Glaubensbekenntnis zu höchster allgemein rein menschlicher Bedeutung erhebt. Die Bedeutung der Madonna Grünwalds liegt eben darin, daß sie nicht nur dem Katholiken, sondern dem deutschen Christen schlechthin wesensnah ist, — daß sie eine Offenbarung ist, der deutschen Seele. Das empfindet jeder, ob Katholik oder Protestant, der vor diesem Bilde steht. Ja, es ist mir, als ob die Auffassung Grünwalds, der sich, wie auch Ruez bestätigt, frei gehalten hat von den versuchlichen italienischen Einflüssen und auch von den italienischen religiösen Empfindungen, damit zum Propheten wird des deutschen Sehens nach dem Ewigen und Göttlichen.

Besonders wertvoll an der Schrift des Stuppacher Hüters und (wie viele Besucher wissen) auch freundlichen Deuters des dortigen Kleinods ist, daß sie sich nicht nur auf die Madonna allein beschränkt, sondern uns auch ihren Schöpfer Grünwald menschlich nahe bringt. Wenn auch noch so viel Dunkles um die Persönlichkeit Grünwalds gebreitet ist und noch so viele Punkte seines Lebens der zünftigen Forschung strittig sind, so ist es Ruez dennoch gelungen, dem Leser den großen Maler auch menschlich liebenswert zu machen. Und das ist ja eine wesentliche Vorbedingung für die Betrachtung und das Nacherleben eines Bildes. Darum sollte man sein Büchlein vor einem Besuch in Stuppach lesen.

Kennern wird die Schrift Paul Ruezens eine willkommene Bereicherung ihrer Grünwald-Literatur, Heimatfreunden eine wertvolle Ergänzung ihres Heimatchrifttums sein, daß doch dazu beitragen will und soll, der Heimat immer mehr Seele zu geben. Gerade im Augenblick der Neuprägung des deutschen Gesichtes scheint mir das Madonnenbild in Stuppach mitberufen zu seiner Durchgeistigung, eben weil es den konfessionellen Rahmen sprengt und zum deutschen Wesen drängt.

Wilibald Reichwein.

Ein Roman von Kindern, Greisen und Tieren

Mit anheimelnd verwandtem Klang rührt der Titel an unser Ohr. Wer ist „Männle?“ Männle ist ein Bubennamen, und der ihn trägt, ein winziges Menschenkind, das eben die ersten gewichtigen Schritte ins Leben wagt. Noch hat die Entzauberung dieses Daseins durch die Schulweisheit für unseren kleinen Helden nicht stattgefunden, noch entwickelt er seine Welt ganz und gar aus sich selbst und bildet sie aus der Fülle der unaufhaltsam in der Mietskasernen, auf der Bauwiese hinterm Hause oder auf der verkehrsdurchpulsten Straße sich ihm zudrängenden Beobachtungen. Ein wahrhafter Kinderroman vor allem deshalb, weil alle Dinge und Geschehnisse darin aus dem Blickfeld des Kindes erfasst, mit dessen unbewußtem Ahnungsreichtum durchblutet sind. Da sind jene wunderbaren Fäden noch nicht abgerissen, die sich dem kindlichen Gemüte zwischen Traum und Wirklichkeit schlingen, beide leben noch in engster Wechselbeziehung, und Schmelz und Blütenstaub ruht noch auf der sich entfaltenden Blume des Lebens. Männle lebt nicht nur als ein Mensch unter Menschen, die ihm ebenso seltsam und vertraut vorkommen wie Steine, Bäume und Tiere, er versteht deren Sprache auch, ohne am Drachenblut genippt zu haben.

So mutet diese wundersame Geschichte an wie ein Wandel zwischen Traum und Wirklichkeit, ein Schreiten zwischen Gegenwartsnähe und Sagenferne. Fuchs, Elster, Rabe, Igel und Eichhörnchen unterhalten sich in jener Mundart, wie sie in den Märchen der Brüder Grimm gesprochen wird, auch an Andersens denkt man und an die Art, wie er einem Wirklichkeitsmotiv eine unwahrscheinlich holde Märchenblüte zu entlocken vermochte; wenn aber über die Stiegen des Mietshauses der Sarg des alten Sonderlings Polter, dem kein Rebewesen als sein Pudel Scharwenzel folgt, stumm herabgetragen wird, dann spürt der Leser, daß Knöllner auch jener Löwe und

Stimmungen mächtig ist, durch die etwa ein Damsum die Herzen erschüttert. Ueberhaupt dieser Polter. Er hat nichts geliebt als sich und seinen Hund, er war ein Pechvogel im Leben und hat noch im Tode das Unglück, ob seines harten Herzens in einen Stein verwandelt zu werden. Während die Erwachsenen teilnahmslos bleiben, ahnt das Kind Männle etwas vom Schicksal des Greises und vermag am Ende gar den Fluch von ihm zu nehmen. Und „Polter scheid mit einer etwas steifen Verbeugung und einem angenehmen Lächeln um den Mund, dem man die Dankbarkeit auf zehn Schritte gegen die Nacht ansah.“

Knöllner, der Pforzheimer Landsmann, meistert wie wenige das Wort. Es entbreitet unter seinen Händen, die Sätze von größter Klarheit und Knappheit formen, stets eine eigene, blühende Stimmungssphäre, füllt sich mit Farbe, wird durchsättigt von Melodie. Hinter seinem grammatikalischen steht ein tieferer, hintergründiger Sinn. Es rötet sich vom Blute der Dichtung. Es lebt sein eigenes, ihm erst vom Ausdruckswillen des Dichters verliehenes, gesteigertes Leben. Knöllner weiß um die Metaphysik der Sprache. Als ein Gereifter und Wissender, nicht als Beginner tritt er mit seiner ersten größeren Buchpublikation vor die deutsche Leserschaft. Die Herzen der Kinder, mit denen er zu plaudern versteht, als tummle er sich mitten unter ihnen auf der Gischleise oder sähe mit ihnen heine-schlenkernd auf der Hofmauer, werden ihm, wenn sie auch noch nicht die ganze Tiefe der Erzählung zu erfassen vermögen, schwarmweise zusiegen, und gar der Erwachene wird das hübsch ausgestattete (im Verlag von Holle & Co., Berlin, erschienen) Buch auf seine Weise liebgewinnen, denn wer möchte nicht noch einmal zurückblicken auf die „Welt im Kinde“, von deren unerhörtem Reichtum dieser kleine Roman sehnlichst- weckend zeugt!?

Wilhelm Zentner.

Bildende Kunst in Schwaben

„Das Bild“, Monatschrift für das deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von der Hochschule für bildende Künste (Karlsruhe i. B., Verlag C. F. Müller, ebenda, Jahrgang 1934, Heft 4. Preis im Dauerbezug nur 1 RM., einzeln 1,25 RM.)

Das Aprilheft der Zeitschrift ist der bildenden Kunst in Schwaben gewidmet. Ein Ausruf der Künstler aus dem Munde des größten schwäbischen Dichters, Friedrich von Schiller, leitet es ein. In zahlreichen Abbildungen führt Georg Kraft (Freiburg i. Br.) den Nachweis der Unmittelbarkeit volksgeborener Schmuckkunst und des geschlossenen Formenkreises, durch die sich die von ihm beschriebenen „Kleinodien aus Alemannen-gräbern“ auszeichnen. Seine lebendige Darstellung vermag es wohl, den Leser für den künstlerischen Reichtum der Erfindung und die tiefgeistige Totenernung, die sich in den einzelnen Stücken aussprechen, zu erwärmen. Einer der lebenden schwäbischen Meister, Alfred Vollmar (Ulm), erzählt in einem längeren Aufsatz über „Ulms Münster“ von dem Wunderwert dieser Schwabenstadt. Besonders schöne, selten gesehene Aufnahmen vom Inneren und Aeußeren des Münsters unterstützen die Auffassung Vollmars von demselben als eines „Abbildes der ewigen Weltordnung, der heiligen Geschichte und der Erlösung der Menschenseele“. Weitere Bilder aus Blaubeuren (Hochaltar) und Augsburg (südliches Domportal und Weberhaus) mit kurzen Erläuterungen von Gerda Kircher und B. Feistel-Rohmeder dürfen als Andeutungen der schier unerschöpflichen schwäbischen Kunst des Mittelalters gewertet werden. Ein ähnlicher Reichtum tut sich auf bei der Betrachtung lebender „schwäbischer Meister“ von Bettina Feistel-Rohmeder; mit kennzeichnenden Werken werden die eigenartig formtrengen Maler und Graphiker Rudolf Cammisar, Fritz Lang, Rudolf Scheller, Josef Niklas, Alfred Vollmar und Felix Hollenberg vorgeführt, denen sich der hervorragende Darsteller schwäbischen Menschentums, Hermann Tieberl, harmonisch anfügen läßt. Einen Höhepunkt des Heftes bildet dann die Besprechung der Kunst Oswald Poehelbergers durch Franz Hofmann. Im farbigen Titelbild und drei weiteren Abbildungen lernt der Beschauer ein Verhältnis zur eigenartigen Innenwelt jenes Künstlers gewinnen. Auch die Baukunst der Gegenwart gelangt zu wirkungsvoller Vorführung in den Planentwürfen des Schlageter-Weihemales auf dem Belchen durch Hans Adolf Bühler. Einige Sätze aus dem soeben erschienenen Werk des lebenden Schwabendichters Georg Stammler „Im Herzschlag der Dinge“: „Die Kathedrale“ und „Bei der Betrachtung germanischer Wandornamentik“ wirken wie ein kunstvoller Abgang des in seltenem Maße reichen und anregenden Heftes, das ein wertvolles „Preisanschreiben für neuzeitliche Möbel und Tapeten“ seitens der Badischen Industrie- und Handelskammer und der Badischen Handwerkskammer abschließt. Aus dem „Deutschen Kunstbericht“ des Anhanges ist besonders die Aufzeichnung des derzeitigen Standes des Kampfes um die deutsche Kunst höchst beachtlich.